

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Witthauer.

211

Sonnabend, den 22. October 1842.

K l m a ,

oder: das gebrochene Herz.

Eveline von K*** begleitete als Hofdame ihre Prinzessin nach *** wo diese ihre Gebieterin an den Erbprinzen von *** vermählt werden sollte. Ohne im Besitze einer ausgezeichneten Schönheit zu seyn, hatte Eveline eine angenehme Persönlichkeit und besonders jenen edlen Anstand, der die Herzen mehr als Schönheit fesselt. So flößte sie dem Grafen von Esborn, der Kammerherr an demselben Hofe war, eine lebhaftere Leidenschaft ein. Mit einem gefühlvollen Herzen und einem philosophischen Geiste mußte er sich doch dem steifen Hofzwange und allen Lasten und Beschwerden seiner Charge zu unterwerfen. Er hegte die Überzeugung, daß der Mensch in jedem Stande die Pflichten der Menschheit ausüben und seinen Verstand ausbilden könne. Dieß reichte hin, ihn mit seinem Loose zufrieden zu machen. Er widerstand den Eindrücken nicht, welche die Reize und der Charakter Evelinens auf ihn machten; er liebte von ganzem Herzen und war so glücklich, sich der aufrichtigsten Gegenliebe zu erfreuen. Der Dienst an den größeren und kleineren deutschen Höfen war zu damaliger Zeit so abgemessen, so methodisch, daß ein Mann in seinem Amte eine Art von unbeseelter Maschine war. Man sah nichts als die Charge und die Decoration, der Mann selbst war nichts und man bemerkte ihn nicht. Diese Umstände waren den beyden Liebenden günstig. Bey Hofe und während des Dienstes mußte man sie für zwey Wesen halten, die einander gleichgültig, fast ganz fremd und mit den Verrichtungen ihres Amtes beschäftigt waren, dessen Einförmigkeit und Langweiligkeit nicht wenig dazu beytrug, ihnen ein kaltes und gleichgültiges Ansehen zu geben. Die Stunden, welche sie entbunden von diesem Zwange verlebten, wurden ihnen dadurch desto süßer. Sie liebten sich und hatten sich einander nun genug kennen gelernt, um überzeugt zu seyn, daß sie glücklich mit einander leben würden; allein ihr Glück und Auskommen hing ganz von ihren Stellen ab, mit denen sich die Ehe durchaus nicht verbinden ließ. Sich heirathen, den Hof verlassen und von allem Unterhalt entblößt seyn war fast nur Eines. Sie schlossen also während der Abwesenheit des Fürsten, der oft auf Reisen war, eine heimliche Ehe. So lebten sie mehrere Monate und genossen alle die Seligkeit, die sich nur der vorstellen kann, der

einmal liebte, und seine Liebe verheimlichen mußte vor den Augen der neidischen Welt.

Unglücklicherweise hatte *Eveline* dem jüngeren Bruder des Erbprinzen gefallen. Die Hoffeste, die Promenaden und Jagdparthien wurden so eingerichtet, daß er Gelegenheit bekam, ihr öfters zu begegnen, mit ihr zu sprechen und sich zu erklären. Die Lage der Gräfinn von *Eschborn* gab ihr ein furchtsames verlegenes Ansehen, das der Fürst als die Wirkung der Empfindungen betrachtete, die er ihr eingestößt. Eines Tages trat er in ihr Zimmer. Er fing an sich zu erklären, als Frau von *Eschborn* ihm zu Füßen fiel und ihre heimliche Vermählung gestand. — Dem Grafen und seiner Gemahlinn ward bald darauf angedeutet, den Hof zu verlassen. — Er hatte eine Schwester, die in Frankfurt lebte und zu dieser nahmen sie ihre erste Zuflucht. Das Vermögen des Grafen war unbedeutend, sie entschlossen sich also, auf ein Landhaus oder vielmehr in eine Meierey zu ziehen, die der Graf einige Meilen von *** besaß. Hier richteten sie sich ein wie Philosophen, und lebten wie glückliche Leute. Doch dieses Glück dauerte nur kurze Zeit; die Gräfinn gebar eine Tochter, die ihr das Leben kostete. Sie hatte verlangt, daß ihre Tochter in der Taufe den Namen *Alma* bekommen sollte. Der Graf von *Eschborn*, den das Unglück ganz zu Boden gedrückt hatte, beschloß sein Leben in der Einsamkeit zuzubringen, lebte fast wie ein Bauer, und widmete sich der Erziehung seines Kindes. Der Wechsel menschlicher Dinge erlaubte es jedoch nicht, seinen Vorsatz durchzuführen. Der Krieg von 1756 nahm seinen Anfang und er konnte sich nicht überwinden, allein in seiner Hütte ruhig zu bleiben, da die Kriegsflamme ganz Deutschland fast in Brand zu setzen drohte. Er wollte dem Könige von Preußen seine Dienste anbieten und war nur bedacht, seine Tochter so unterzubringen, daß er ihretwegen ruhig seyn könnte.

In einem Dorfe, eine halbe Meile von seinem ländlichen Besitze, lebte ein Prediger, den er schon seit längerer Zeit kannte. Er war ein rechtschaffener Geistlicher, hatte eine Frau, aber keine Kinder. Dieses würdige Paar vereinigte alle Tugenden seines Standes, nur die nicht, in Frieden beyammen zu leben. Sie waren gut, wohlthätig, menschenfreundlich, wurden von den Einwohnern des Kirchspiels geliebt und geschätzt; sobald sie aber allein beyammen waren, lagen sie im immerwährenden Streite, der bisweilen sehr lebhaft wurde. Eine andere Sonderbarkeit des Pfarrers bestand darin, daß er eine ganz außerordentliche Vorliebe für die biblische Geschichte hatte. Bey allen möglichen Vorfällen, die ihm begegneten, suchte er darin nach einem ähnlichen Beispiele und wendete alle Begebenheiten, die ihm zu Ohren kamen, darauf an. Wenn ihm seine Frau widersprach und zankte, so tröstete er sich damit, daß es den Patriarchen nicht besser gegangen wäre. Er hatte früher vielleicht nicht ohne Grund einige Anfälle von Eifersucht gehabt, die Lecture der Propheten hatte ihn jedesmal wieder besänftigt. Niemals las er die Geschichte Abrahams, ohne seiner lieben Hälfte den Vorschlag zu thun, eine Magd zu nehmen; allein seine Einkünfte ließen einen solchen Aufwand nicht zu. Ein günstiger Umstand stellte jedoch den Frieden bisweilen wieder unter ihnen her. Der Herr Pfarrer war nemlich ein Schmecker und die Frau Predigerinn eine gute Köchin. Die Mahlzeiten wurden gewöhnlich in ziemlich gutem Vernehmen gehalten, vorzüglich wenn sie gut und reichlich waren. Wie gesagt, beyde Eheleute waren gute Personen, ihre Herzen waren gut, nur ihre Köpfe eigensinnig und widerspenstig.

Der Graf, der sie nur von Seiten ihrer schätzbaren Eigenschaften kannte, glaubte, er könne nicht besser fahren, als wenn er ihnen den Gegenstand seiner Zärtlichkeit anvertraute. Er that ihnen den Vorschlag, seine Tochter mit der Amme, die immer bey ihr bleiben sollte, zu sich zu nehmen. Der Pfarrer erholte sich in seiner Bibel Rath; seine Frau aber nahm den Vorschlag an, ehe er zu einer festen Entschliesung kommen konnte. Sie versprachen für das Kind zu sorgen, als wenn sie Vater und Mutter desselben wären. Der Graf setzte ein Jahrgeld für das Kind aus, das ihre Fürsorge noch mehr versicherte. Er gab ihnen auch ein Kästchen, das alle Papiere enthielt, die seiner Tochter nützlich seyn konnten. Seiner Schwester, der er das Kind anvertraut hätte, wenn sie nicht eben mit der Prinzessin von Soubise nach Paris gegangen wäre, gab er Nachricht von seinem Plane und den getroffenen Einrichtungen, machte dann sein ganzes übriges Vermögen, das ungefähr 15,000 fl. betrug, zusammen, übergab es einem Banquier in Frankfurt, und reiste nach Preußen. Er ward vom Könige sehr gnädig aufgenommen, wurde Major bey einem Husarenregimente und trat bald seinen Feldzug an. In der Schlacht bey Lowositz wurde er tödtlich verwundet. Ehe er starb, schrieb er an den Pfarrer, empfahl ihm seine Tochter, meldete ihm, daß sein Testament in dem Kästchen befindlich sey, das er ihm zugestellt, und daß er ihn und eine Magistratsperson in Cassel zu Vormündern seiner Tochter ernannt habe. Weiter bat er den Pfarrer und seine Frau, seine Tochter so lange bey sich zu behalten, bis seine Schwester für ihre Erziehung sorgen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Lehrjahre eines „Rechtsfreundes.“

Ein Bruchstück.

Vor vielen Jahren, das heißt vor ungefähr einem halben Jahrhunderte, war Dick Scrubb ein hoffnungsloser, mißgestalteter Knirps in einem der Waisenhäuser zu London. Vergangenen Monat jedoch wurden seine sterblichen Überreste aus einem glänzenden Hotel derselben Stadt mit großem Pompe nach seinem Landsitze abgeführt, und dort in die Familiengruft gesenkt! Dessenungeachtet war es nicht vielleicht ein anderer, sondern genau noch derselbe Dick Scrubb; oder er war es wenigstens bis zu jenem fatalen Augenblicke gewesen, der durch Schicksalsbeschluss sein letzter seyn sollte.

Herrn Scrubb's „Leben“ — sein „Leben und Wirken“ vielleicht — ist ein Buch, welches erst nach Jahresfrist erscheinen dürfte, und es soll bloß eine Episode aus demselben in gegenwärtigen Zeilen veröffentlicht werden. Wir beabsichtigen einen doppelten Endzweck; wir wollen nemlich erstens dem künftigen Biographen einige Anhaltspuncte liefern, und zweytens das Modell eines „Rechtsfreundes“ an dem sinnigen Auge des Publicums vorüberführen.

Sobald unser lieber Dick die Kinderschuhe des obenerwähnten Waisenhauses ausgetreten hatte, suchte die betreffende Autorität ihre Bürde sobald als möglich los zu werden, und placirte unseren Helden zu diesem Ende in der Schreibstube eines jungen Advocaten in der Nachbarschaft. Herr Richard Winks erklärte mit feyerlicher Stimme, daß philanthropische Gefühle und pures Mitleid ihn bewogen hätten, solch einen Jungen in sein Etablissement aufzunehmen — aber um die Wahrheit zu gestehen, so hatte gerade die ausgezeichnet häßliche Physiognomie des Jünglings den günstigsten Eindruck auf ihn hervorgebracht, da er aus diesem Individuum mit der Zeit nicht nur einen Colliculator, sondern auch einen Hausknecht und Packesel — und zwar einen wohlfeilen zu machen hoffte.

In die ersten praktischen Vorleutnisse einer Kanzley wurde Dick daher eingeweiht; d. h. er lehrte die Stube aus, räumte auf den Schreibtischen zusammen, und heizte den Ofen, wenn der Principal, was jedoch selten geschah, seine Erlaubniß dazu gab. Es gelang dem aufstrebenden Genie in kurzer Frist eine höhere Stufe zu erklimmen und mit der Zeit verschwand auch das höchst unmodische Waisenhauscostume von seinem Körper. Fürs erste bekam die famöse Pelzmütze ihre Entlassung, und Dick trug von nun an einen wirklichen Filzhut auf seinem Kopfe. Das Erstaunen der Nachbarsleute vergrößerte sich jedoch in dem Maße, als sie bemerkten, daß Tag um Tag auch in seinen übrigen Kleidungsstücken eine radicale Reform vor sich gehe.

Dergleichen Neuerungen waren die Resultate eines kleinen Gehaltes, den Herr Wink's ihm bewilligt hatte. Gleich einem zweyten Hannibal drang Scrubb nun unaufhaltsam vorwärts auf seiner begonnenen Bahn, und mit siebzehn Jahren war er bereits wirklicher Copist, in voller Activität, wenn gleich auf halben Sold gesetzt. Er besuchte wöchentlich zweymal die Schenke, woselbst er sich in ein ruhiges Winkelchen zurückzog, und den kleinen Geschäftsleuten zuhorchte, welche bey dem Bierkrüge über Politik &c. verhandelten; bey welcher Gelegenheit er den Unterschied zwischen Whig und Tory, und andere wichtige Dinge kennen lernte. Nach einem weiteren Jahre, während welchem er in Bezug auf Garderobe, Jurisprudenz und Politik die entschiedensten Fortschritte machte, zeigte er sich an öffentlichen Orten schon mit größerem Selbstvertrauen. Im Gasthause nahm er ohne Umstände an demselben Tische Platz, wo die respectablen Bürgermänner saßen, und sprach seine politischen Meinungen ohne ferneren Rückhalt aus — so daß diejenigen, welche sich erinnerten, Dick als einen Bewohner des Waisenhauses gekannt zu haben, vor seinen Talenten bedeutenden Respect zu nähren anfangen, und die Bemerkung äußerten: „daß Gelehrsamkeit eine schöne Sache, und Armuth keine Schande sey.“

Herr Scrubb hätte sich ohne Zweifel schmackhaftere und kostspieligere Getränke erlauben können als jenes gemeine Bier, hätte nicht die Sorge für sein Außeres ihm so bedeutende Auslagen verursacht. In dieser Hinsicht war er jedoch sehr scrupulös. Nicht als ob er geckenhaft — im Gegentheil, er war höchst anständig gekleidet, und die Klienten des Herrn Wink's erklärten in unisono: daß der Schreiber in demselben Grade Gentleman sey, als der Principal selbst.

Einen ähnlichen günstigen Eindruck machte unser junge Mann auch im „goldenen Ochsen,“ woselbst er sein Nachtmahl einzunehmen pflegte. Und als er eines Abends mit glänzender Beredsamkeit über die Politik des Tages gesprochen, und zu Jedermanns Zufriedenheit bewiesen hatte, daß die Regierung Abgabe und Steuer in England gänzlich aufheben könnte, indem sie selbe von den Colonien für die Ehre ihrer Verbindung mit dem Mutterlande entrichten ließe — machten die Gäste die Bemerkung, daß die Wirthinn, eine junge lebhaft Witwe, mit der größten Aufmerksamkeit und Bewunderung dem angehenden Cicero zugehört habe. Und als die Anwesenden die Asche aus ihren letzten Pfeifen geklopft, und sich zurückgezogen hatten, machten sie die weitere Bemerkung, daß der junge Politicus sich nicht zurückziehe. Man flüsterte sich des andern Tages sogar in die Ohren, daß er noch volle zwey Stunden daselbst verblieben sey, und mit der Wirthinn Punsch getrunken und eifrige Gespräche geführt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im September 1842.

V a i l l o t.

Sie wissen bereits aus den Tageblättern, daß einer der größten und ältesten Violinisten, Hr. Vaillot, gestorben ist. Der Mann war zu bescheiden; sein Ver-

dienst ist im Publicum nie gehörig gewürdigt worden; er war der ächte Typus des Künstlers in der höchsten Bedeutung des Wortes. Die Natur hatte ihm eine Organisation verliehen, in welcher sich Anmuth zur Kraft gesellte. Er stammte aus guter Familie, und erhielt eine liberale Erziehung, welcher er einen gebildeten, tüchtigen Verstand und unererschütterliche moralische Überzeugungen verdankte. Als Baillot auf die Welt kam, waren die musikalischen Kenntnisse bey weitem nicht so verbreitet wie heut zu Tage. Die Musik war gewissermaßen eine heilige Sprache, und bey der geringen Anzahl der Adepten war auf bedeutenden pecuniären Gewinn nicht wohl zu zählen. Nur wer einen besondern Beruf in sich fühlte, nur wer den Gott in sich trug, betrat die exceptionelle Laufbahn. Er war anfangs zur Magistratur bestimmt, und hatte bloß aus Liebhaberey Musik getrieben. Während der Stürme der Revolution hatte er Kriegsdienste genommen, später war er ins Finanzfach übergetreten; allein das Glück, das seine ersten künstlerischen Versuche gemacht hatten, der Beyfall eines gewählten Publicums und Biotti's Freundschaft bestimmten ihn, sich gänzlich der Kunst zu widmen, für die ihn die Natur geschaffen hatte. Sein unnachahmliches Talent glänzte besonders in seinen Quatuorsoirées. Das große Publicum wußte das von nichts; es versammelte sich da ein auserwählter Kreis seiner eifrigsten Bewunderer, die fast alle seine Freunde geworden waren. Hier übte Baillot eine wahre Souveränität aus. Kaum hatte er sich an sein Pult gesetzt, wo die Meisterwerke von Haydn, Mozart, Beethoven aufgeschlagen waren, so nahm der so eben noch so schüchterne blöde Mann plötzlich etwas Imponirendes, Herrschendes an; sein edles Antlitz strahlte von Freude und Bewunderung; er fühlte sich glücklich in seiner Stärke. Sein Bogen belebte die Tonstücke, über welche ein halbes Jahrhundert weggegangen war, es war, als wenn sie so eben noch glühend heiß aus der Brust der großen Meister kämen. Baillot vereinigte Eigenschaften, die sich einander auszuschießen scheinen, muthwillige Komik und Tiefe, inniges Gefühl und naive Grazie. Das Sichgehenlassen artete bey ihm nie in Nachlässigkeit aus, noch das Komische ins Triviale, so wie das Edle, Großartige nie zum Bombast anschwell; er hatte in Allem das richtige Maß, ein harmonisches Verhältniß, welches das eigenthümliche Gepräge seines Talentes ist. Dieses wußte er aber auch hoch zu halten! Nie verschwendete er es an gewöhnliche Tageserscheinungen, nur den Meistern weihte er seinen Bogen.

Paganini hat ihn einen Augenblick verbunkelt, die jungen Leute zumal haben sich durch die Gaukeltänze jenes Virtuosen blenden lassen, der übrigens deren nicht bedurft hätte; wir wollen uns hier in keine Parallele einlassen. Der Strom ging über Baillot hinweg, der nach wie vor, als einer der ersten Violinvirtuosen dasieht, welche je erschienen, und als der Stifter der neuern französischen Schule: alle Künstler, die seit vierzig Jahren auf diesem Instrumente geglänzt, verdanken ihm einen Theil ihres Ruhmes; die Methode, die er unter dem Titel: „L'Art de Violon“ herausgegeben hat, ist von großem Werthe in technischer Hinsicht, und zugleich ein gutgeschriebenes Buch. In Gesellschaft war Baillot schüchtern, er war theils selbst empfindlich, theils fürchtete er bey seiner angeborenen Gutmüthigkeit Andere zu verletzen. Die Musik war seine Lieblingssprache, es war ein schmerzlicher Augenblick für ihn, als ihn die Krankheit zwang, seinem Instrumente zu entsagen. Baillot starb mit der heitern Ergebung eines rechtlichen Mannes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das neue Kreuz und der neue Adler des Stephansthurms.

Jahrhunderte werden im Fluge der Zeit vorüberzichen, Geschlechter werden entstehen und vergehen, bevor wieder eine solche Feyerlichkeit, wie die am 20. October in der St. Stephanskirche, Statt finden wird. An diesem Tage wurde das Kreuz und der Doppeladler, welche die Spitze des renovirten Stephansthurms zieren sollen, feyerlich eingeseget. Die altehrwürdige Kirche war zu diesem Zwecke mit Teypichen, Kronleuchtern, Blumenguirlanden und anderen Ornamenten aufs festlichste ausgeschmückt, und von allen Seiten strömte eine große Menschenmenge herbey, um Augenzeuge der seltenen Feyerlichkeit zu seyn. Die Kirche spendete ihren Segen über ein menschliches Werk, das dazu bestimmt ist, als Zierde des ehrwürdigen Doms zu dienen und den gegenwärtigen und noch vielen kommenden Geschlechtern als heilbringendes Symbol vorzuleuchten. — Um 10 Uhr marschirte das stattliche Bürgermilitär, von allen Waffengattungen, mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen auf, um ins und außerhalb der Kirche den Dienst zu versehen. Um 11 Uhr begann das von Sr. fürstlichen Gnaden dem Hrn. Fürst Erzbischof von Wien, Eduard M i l d e, abgehaltene feyerliche Hochamt, nach welchem das solennelle Te Deum von Haydn angestimmt wurde. Nach vollendetem Kirchendienst verfügte sich der feyerliche Zug aus der Kirche hinaus auf den vor derselben befindlichen Arbeitsplatz, wo, auf einem mit einem reichverzierten Tische bedeckten Tische, Adler und Kreuz, mit Blumengewinden umgeben, ausgebreitet lagen und wo die Ceremonie der Einsegunng vor sich ging. Nach Beendigung derselben richteten sich alle Blicke auf den Stephansthurm, wo hinauf Adler und Kreuz gezogen werden sollten. Es war in demselben Monat, am 3. October 1433, als, nach Vollendung des Thurmbaues, der Adler und das Kreuz von dem Baumeister Hans Buchsbäum auf die Thurmspitze gesetzt wurde. Heute wiederholte sich, nach so vielen Jahrhunderten, dieselbe Festlichkeit vor unsern erstaunten Blicken. Der Aufzug begann um halb ein Uhr, und nach Verlauf von drey viertel Stunden war die centnerschwere Last auf dem letzten Gerüste der Thurmspitze glücklich angelangt. Die Leute, die auf der schwindlichten Höhe mit dieser Arbeit beschäftigt waren, brachen nun in Jubelrufe aus, die von den Zuschauern unten auf dem Plage theilnehmend erwiedert wurden. Einer der Arbeitsleute stieg auf einer freystehenden Leiter hinauf, bis an die Fahnenstange, wo er sich an die Stange anklammernd, die Fahne abnahm, sie mit Vivatgeschrey um sich schwenkte, und so wie in freyen Lüften zu schweben schien. Ein Gefühl der Angst und der Beklemmung ergriff jeden Zuschauer, bis der kühne, muthige Steiger auf dem Gerüste wohlbehalten wieder angekommen war, und von dem versammelten Volke mit fröhlichem Zujachzen begrüßt wurde. Überhaupt bewunderten Alle die Kühnheit der Arbeitsleute, die über die Brüstungen der Gerüste sich weit hinausbiegen mußten, um mit den Händen das Seil, an dem die schwere Last hing, zu dirigiren. Von unten gesehen, nahmen sich die Arbeitsleute wie Kindergruppen aus, die sich oben mit einem Spielwerk beschäftigten. Alles ging so ordnungsmäßig und leicht von Statten, als ob nur ein Ziegelstein hinaufgezogen würde. Während der Arbeit des Hinaufziehens wurde unten auf dem Stephansplatz und oben auf der dritten Gallerie des Thurmgerüstes von den an beyden Orten aufgestellten Musikhören abwechselnd gespielt, was die Festlichkeit sehr zweckmäßig erhöhte. Der Tag erinnerte lebhaft an den der totalen Sonnenfinsterniß, am verstorbenen 8. July, an welchen alle Augen gegen Himmel gerichtet waren, um ein Phänomen des allmächtigen Schöpfers mit Staunen und Ehrfurcht zu bewundern. Diesmal erhoben sich alle Blicke gegen den Stephansthurm, um ein menschliches Werk zu betrach-

ten, das zu seiner erhabenen Bestimmung so kunstmäßig und mit so vielem Fleiße vollendet wurde; und so erlebten wir in demselben Jahre zwey merkwürdige Begebenheiten, die nur in dem spätesten Laufe der Zeiten, nicht für uns, sondern für die entfernteste Nachkommenschaft, einst sich wieder erneuern werden. N. Fürst.

Notizenblatt.

Der königl. bayrische Hofcapellmeister Franz Pachner befindet sich seit einigen Tagen in unserer Hauptstadt, um seine in München mit großem Beyfalle aufgenommene, in diesen Blättern bereits ausführlich besprochene Oper: „Catharina Cornaro,“ in Scene zu setzen, und die Proben so wie die erste Aufführung derselben persönlich zu leiten. Für die Freunde deutscher Musik bereitet sich demnach eine interessante Erscheinung vor. 33.

Francilla Piris. Die rühmlichst bekannte Sängerinn setzt ihr Gastspiel in Pesth mit dem günstigsten Erfolge fort. Sie war die Veranlassung, daß kürzlich der „Kerker von Edimburgh“ von Federico Ricci zur Aufführung kam, eine Oper, welche vor zwey Jahren in Wien gegeben wurde, und durch die treffliche Darstellerinn der Wahnsinnigen, Sgra. Gabussi, gestiel. Wir wollen hier nicht über den Werth der Musik urtheilen, sondern uns nur mit den Leistungen unseres, mit vollem Rechte gefeyerten Gastes befassen. Schon die erste Nummer mußte sie wiederholen, ebenso wurde unter einem wahren Beyfallsturme das „Wiegenlied“ des zweyten Actes zur Wiederholung verlangt. Trefflich war die Auffassung und Durchführung des Charakters, und viele Augen wurden naß, als sie die zum Tode Verurtheilte aufhält und zu trösten versucht, ja selbst unter den Mitspielenden sah man Antheil und Nührung, — gewiß der schönste Beweis von Wahrheit und Ausdruck im Vortrage der Künstlerinn. Es ist kaum möglich, die Rolle der Geisteskranken mit mehr Wahrheit und dabey reizender, das Gemüth versöhnender und zarter darzustellen. Außer dem Schmelz der Stimme, der Grazie des Vortrages, der Leidenschaft, wo sie hin gehört, sah man ein in allen denkbaren Nuancen auf das feinste durchgebildetes Spiel, welches auch für den Strengsten nichts zu wünschen übrig ließ. Welch ein seltenes, vielseitiges Talent besitzt diese junge Künstlerinn, und wie sehr muß in Jedem, der sie sieht, der Wunsch entstehen, sie in Paris oder Wien bey der italienischen Oper, für die sie wohl am geeignetsten seyn dürfte, am passenden Plage zu sehen. Mag auch ein oder das andere obscure Blatt, aus was immer für Gründen, gegen die junge Künstlerinn Partey ergreifen: bey allen Unbefangenen, die sie hörten, läßt sie einen unauslöschlichen Eindruck zurück, und jeder sachverständige und billige Beurtheiler wird ihr gerne das ihr gebührende größte Lob spenden. F.

Wenn es doch wahr wäre! Ja, wenn es doch wahr wäre, was kürzlich mehrere Londoner Blätter in Betreff des Bisses toller Hunde und seiner Heilung veröffentlicht haben, wovon besonders in der jüngsten Zeit so viel perorirt und geschrieben worden ist. Sie machen ein Schreiben des berühmten Londoner Lehrers der Veterinärkunde, Dr. Ainslie, bekannt, worin es unter Andern heißt: „Meine Vorgänger, die Herren Blaine und Youatt, ebenso wie ich selbst, sind von tollen Hunden gebissen worden — und doch noch am Leben! Wir haben Hunderte von Unglücklichen behandelt, die von wüthenden Hunden gebissen worden sind, und Keiner von diesen ist gestorben. Die Verhütung besteht in Folgendem: Wird eine Person gebissen, so muß sie, so schnell als möglich, den gebissenen Theil gut auswaschen und

reinigen, aber nicht das Wuthgift aus der Wunde saugen, wie es nur zu häufig geschieht, denn Ansteckung kann sehr leicht durch eine hautlose Stelle an den Lippen Statt finden. Ist die Bißwunde oberflächlich und gerissen, so nehme man mit einer Scheere die Wundränder weg, und betupfe sodann die ganze Wunde durchaus recht tüchtig mit Höllenstein (mit salpetersaurem Silber). Ist die Wunde nur gestochen, wie es in manchen Fällen dadurch ist, daß der Zahn des Thieres tief in Haut und Fleisch eindrang, so muß der Stift des Höllensteines sorgfältig zugespitzt werden, damit er bis auf den Boden der Wunde eindringe. Nöthigen Falls hat man die Wunde weiter zu schneiden, als sie ist, nur muß man mit dem Messer sehr behutsam umgehen, damit durch dasselbe nicht das Gift auf frische Wundflächen verpflanzt werde. Das salpetersaure Silber zerstört die Oberfläche der Wunde vollständig und neutralisirt das Gift, welches mit der zerstörten Oberfläche wegelaugt, ohne daß die absorbirenden Gefäße darauf wirken, und wenn es tüchtig auf den afficirten Theil angewendet wird, kann sich der Patient für völlig gesichert halten. 9.

Der Pic von Teneriffa, welchen kürzlich auch Prinz Abelbert von Preußen auf seiner Reise nach Brasilien erklimmen hatte, wurde ein paar Jahre früher von dem französischen Gelehrten Mr. Couvent, dem Freunde und Begleiter des Weltumseglers Dumont d'Urville, erklettert und folgendermaßen kurz beschrieben: „Als wir am Fuße der zuckerhutähnlichen Kuppe, welche den Namen Piton führt, angekommen waren, kletterten wir noch eine Stunde über Asche und Lavaeisen, und erreichten endlich das ersuchte Ziel, den höchsten Punct des monströsen Vulkans. Der rauchende Krater zeigte sich unseren Augen, wie eine hohle schwefelige Halbkugel, bedeckt mit Nesten von Bimsstein und Steinen etwa 400 Metres breit und 100 tief. Das Thermometer, welches am Morgen 10 Uhr im Schatten 5 Grad hatte, zerbrach, als es an einer Stelle, aus welcher schwefelige Dämpfe hervordrangen, auf den Boden gesetzt wurde. Auf den Rändern und in dem Krater sind eine Menge Rauchöffnungen, durch welche der Schwefel hervorkommt, der die Basis des Gipfels bildet. Die Gewalt, mit welcher die Dämpfe hervordringen, ist groß genug, um Detonationen zu veranlassen. Die Hitze des Bodens ist so, daß es unmöglich ist, die Füße auch nur einige Augenblicke lang darauf ruhen zu lassen.“ 28.

Theater-Bulletin. Im Odéon erhielt „La Soeur de la Reine,“ historisches Drama in fünf Acten von den H. H. M o l é, G e n t i l h o m m e und D o c e, eine günstige Aufnahme. Dasselbe ist voll dramatischer Scenen, welche nur selten die Anfängerschaft des Autors verrathen. Johanna von Neapel erscheint als Heldin des Stückes.

Die Italiener setzten ihre Vorstellungen mit „Sonnambula“ fort, worin M a r t i o einen vollen Success hatte; in dieser Parthie soll er R u b i n i nicht vermissen lassen. — Als nächste Neuigkeit erwartet man „Corrado di Altamura“ und „Linda di Chamounix.“

Im Cirque olympique bereitet man ein Schauspiel „Prince Eugène et l'Impératrice Josephine“ vor, das alles bisher Gesehene übertreffen soll. Einstweilen macht diese Unternehmung mit der Reprise der „Pillules du Diable“ glänzende Geschäfte.

Es ist kürzlich ein neues Theater, „Théâtre Beaumarchais“ genannt, eröffnet worden; „La fille du Diable“ von den H. H. S o u v e s t r e und V a n d e r b u r f gefiel daselbst. 32.